

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 17 (1930)
Heft: 6

Artikel: Ideal und Wirklichkeit im Stadtbau
Autor: Schmidt, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-81850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ideal und Wirklichkeit im Stadtbau

Ein fremder Architekt, der vor einigen Jahren Zürich besuchte, wunderte sich über den Reichtum dieser Stadt, die von einem vielfachen Kranz stattlicher Villen umgeben scheint. Aber er wunderte sich noch mehr, als man ihm erklärte, dass die grosse Mehrzahl dieser Prachtvillen in Tat und Wahrheit Mehrfamilienhäuser zu sechs Wohnungen seien, von denen jeweils die oberste ausserdem eine reine Dachwohnung sei. Noch heute sind die Bebauungsvorschriften für die verschiedenen Abhänge der Seeufer so abgefasst, als ob die alleinstehende Villa das wünschbare und erreichbare Ideal jedes Zürchers sein könne. Das Idealbild einer offenen und lockeren Bauweise ist in den «Vorschriften über die offene Bebauung» vom 29. September 1912 festgelegt — das Resultat ist nicht viel besser als die bekannte Hügelbebauung von Stuttgart, die mit ähnlichen Vorschriften, dem sogenannten «Bauwich», erzwungen wurde. Genau wie in Zürich sind auch dort die prächtigen freistehenden Einzelhäuser maskierte Miethäuser.

Die Geschichte des Stadtbaues der letzten Jahrhunderte ist die Geschichte der städtebaulichen Ideale und der zu ihren Gunsten gefälschten Wirklichkeit. Die Architekten der Renaissance brachten uns das Ideal der geometrisch geformten Stadt, aus einer Hand entworfen und vom Landesherrn mit absoluter Macht zur Ausführung gebracht. Die Handbücher des Städtebaus prunken mit den glücklichen Fällen, wo dieses Ideal zustande kam. Kurz vorher hatte die «malerische» Stadt des Mittelalters ein entgegengesetztes Ideal geliefert und ebenso viele und begeisterte Anhänger gefunden. Es erging dem Stadtbau nicht besser als der Baukunst überhaupt, er musste sich den wechselnden Idealen der Architekten fügen, die von der Vergangenheit lebten, das heutige Wohnhaus bald in ein manicürtes Bauernhaus, bald in ein adaptiertes Landschlösschen, bald in eine kubistische Komposition zwängten.

Wenn man heute von neuen Wegen spricht, so bedeutet das in erster Linie den Willen, mit allen falschen Idealen aufzuräumen. Wenn man von Technik und Rationalisierung spricht, so glaubt man damit an den klaren und nüchternen Weg der Wirklichkeit. Dieser Weg kann da zu neuen Lösungen führen, wo solche Lösungen wirtschaftlich und technisch schon vorbereitet sind und nur von falschen Idealen zurückgehalten wurden. Er wird die alten Lösungen beibehalten, wo die Stunde noch nicht geschlagen hat, aber wenigstens dazu führen, sie von allem Formelkram befreit als das hinzustellen, was sie in Wirklichkeit sind. Der Weg ist deshalb nicht leicht, weil wir alle, auch die sogenannten modernen Architekten, ständig von neuem der Gefahr unterliegen, die Wirklichkeit zu übersehen und auf diese Weise,

ohne das Ziel unseres Denkens zu ändern, höchstens alte Illusionen mit neuen vertauschen.

Die heutige technische Produktion ist dadurch gross geworden, dass sie es gelernt hat, zu rechnen, und zwar selbst mit den Faktoren, die der Vernunft kaum zugänglich erschienen. Unsere baulichen Aufgaben sind heute Rechenexempel — wo das Rechnen aufhört, beginnt der Dilettantismus. Warum sollte es im Stadtbau anders sein? Schon heute mehren sich die Zeichen dafür, dass das grosse Gebiet des Stadtbaues, das sich bisher hinter den romantischen oder klassizistischen Kulissen der Stadtbaukunst verbarg, den Weg zur Wirklichkeit findet. Diese Wirklichkeit wird uns von der Aufgabe entlasten, Poesie, Schönheit, Harmonie und Ordnung auf irgendwelchen gefühlsmässigen Wegen suchen zu müssen. Jede klare Lösung wird diese von selbst enthalten.

Wir haben uns lange genug bemüht, die Schönheit und die natürliche Ordnung alter Dörfer und Städte mit dem Skizzenbuch und der Kamera zu studieren und festzuhalten. Heute sehen wir ein, dass das für uns Kulissen sind, solange wir die Aufgaben, die uns von der Gegenwart gestellt werden, nicht auf die Grundlage klarer Erkenntnis und nüchterner Berechnung gebracht haben. Wenn wir uns — mit Recht — für die Lösungen der Vergangenheit begeistern, so dürfen wir ihnen auch die Ehre antun, sie als das Resultat ebenso klarer Notwendigkeit und nüchterner Erfüllung zu begreifen. Man kann heute wissen, weshalb unsere alten Bauernhäuser gerade die und keine andere Dachform angewendet haben und aus welchen Gründen sie verschwunden ist. Anschauung und Geschichte helfen uns erkennen, aus welchen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen die mittelalterliche Stadt mit ihren dichten, schmalen Parzellen und gleichförmigen Häusern entstanden ist. Wir sollten es also nicht mehr nötig haben, von Poesie zu sprechen, als hätten unsere Vorfahren ein Theaterdasein gelebt, für das wir uns selber bedanken würden.

Ein modernes Stadtviertel ist keine Angelegenheit von Prachtstrassen, die mit geschlossenen Höfen erkaufte werden müssen, die Strasse ist kein Abrollen von einheitlich geregelten Strassenfassaden, die wir nicht anders als nach der fatalen Mode von 1930 oder 1931 auf Kilometerlänge festlegen könnten. Eine Kleinhaussiedlung mit Grundstücken von 200—300 m² Grösse Raum kann durch keine Zonenvorschrift der Welt in ein zwischen Bäumen verstecktes Dorf oder in eine vornehme Villenkolonie verwandelt werden. Und wir können von unseren Architekten nicht erwarten, das einfache und billige Haus könne etwas anderes sein, als ein technisches und wirtschaftliches Rechenexempel.

Dieselben Notwendigkeiten, die uns dazu führen, ein Haus in allen Teilen einfach und logisch auszudenken und das Resultat auf die wirtschaftlichste Form zu bringen, führen uns heute dazu, die Gesamtheit der Häuser, die Siedlung, den Stadtplan, zum Gegenstand genauer Ueberlegung zu machen. Der wichtigste Schritt, die Abkehr vom geschlossenen Block, von der nach der Strasse orientierten Randbebauung (auf die alle unsere Vorschriften zugeschnitten sind), ist grundsätzlich bereits vollzogen. Die Wissenschaft beginnt den Fragen der günstigsten Besonnung, also der Stellung der Häuser und Hauszeilen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.¹ Die wirtschaftlichste Form des Zeilenbaues wird aus allen Faktoren (Hausgrundriss, Strassenform, Kanalisationsanlage) errechnet.² Man kann hoffen, dass die Zeit vorbei ist, wo unsere Kenntnisse über den Stadtbau überall da, wo der Ingenieur zum Worte kommt, beim Verkehrswesen, beim Strassenbau und bei der Versorgung der Städte, auf soliden rechnerischen Grundlagen beruhen, während die eigentlichen Bebauungsfragen dem Gefühl des Architekten und den blinden Paragraphen der Bauordnungen ausgeliefert werden. Die Weissenhofsiedlung in Stuttgart entstand noch auf Grund der gefühlsmässigen Modellskizze eines Architekten. Die ersten Frankfurter Siedlungen suchten mit interessanten Strassenbildern und plastischen Wirkungen Stadtbau zu treiben. Heute hat man in Deutschland den Wert des klaren Zeilenbaues mit rationeller gleichmässiger Grundstückaufteilung eingesehen und zuletzt in grösster Form bei der Karlsruher Dammerstocksiedlung angewendet. In der Schweiz hat sich das kleine Reihenhaus in offen Zeilen in einigen Wohnkolonien der Nachkriegszeit durchgesetzt. Den einseitigen Reihenbau mit einseitig eingebauten Strassen zeigen die Siedlungen «Selbsthilfe» in Winterthur und «Utohof» in Zürich. Auf schwierigerem Gelände und unter wenig günstigen Vorschriften der «offenen Bauzone» wird die Werkbundsiedlung «Neubühl» bei Wollishofen dasselbe System durchführen.

Schaffen wir Poesie und Schönheit, wenn wir Ordnung schaffen? Wenn wir einem sehr aktiven Vertreter der Heimatschutzbewegung glauben dürfen, der erklärte, dass die Ordnung das Wesen aller Schönheit bedeute, dann gewiss. Aber wir müssen weitersehen und erkennen, dass wir Ordnung nicht, wie jener Heimatschutzmann weiter forderte, mit gesetzlichen Vorschriften erzwingen können, so wie man moderne Friedhöfe einheitlich regelt. Ordnung und Schönheit können über-

haupt nicht von aussen entstehen, sondern können nur das Resultat einer Lebensforderung sein, die nur durch Ordnung, also nur durch klare Ueberlegung und nüchterne Methodik überhaupt zu erfüllen ist. Das ist die Ordnung, die heute den Verkehr und die Versorgung grosser Menschenmassen ermöglicht, und es wird dieselbe Ordnung sein, die den Stadtbau auf den richtigen Weg bringen muss.

Hans Schmidl.

So ist es. Ist es so?

Stellen wir die Sätze heraus, über die eine Diskussion nötig scheint: «Unsere baulichen Aufgaben sind heute Rechenexempel — wo das Rechnen aufhört, beginnt der Dilettantismus.»

«Wir können von unseren Architekten nicht erwarten, das einfache und billige Haus könne etwas anderes sein, als ein technisches und wirtschaftliches Rechenexempel.»

«Die Wirklichkeit wird uns von der Aufgabe entlasten, Poesie, Schönheit, Harmonie und Ordnung auf irgendwelchen gefühlsmässigen Wegen suchen zu müssen.»

Man müsste sich zuerst über den Begriff der «Wirklichkeit» und den Begriff «Ideal» einigen. Für Hans Schmidl ist ein Ideal eine windige Angelegenheit, eine Ausflucht aus der einzig wirklichen, reellen, handfesten, nachrechenbaren Wirklichkeit. Das heisst, er ist immer in Gefahr «Ideal» mit «Illusion» zu verwechseln. Im wissenschaftlichen — also im präzisen — Sprachgebrauch bedeutet aber «Ideal» Zielsetzung, formuliertes Vorbild, nach dem hin man sich selbst oder einen anderen oder den Staat oder irgendsonst etwas entwickeln will. Also nicht ein gemütliches Dämmern in rosenfarbigen Wunschträumen, sondern ein Inbegriff des Vorwärtstreibenden, Wirksamen — und also doch wohl «Wirklichen», neben dem alles, was Schmidl mit «Wirklichkeit» bezeichnet, blinde, stumpfe, passive, entwicklungslose Materie bleibt.

Gefühlsmässige Entscheidungen sind für Hans Schmidl und die ihm stimmungsverwandten Architekten Dilettantismus: man hält sie dort für subjektiv, und somit für unverbindlich, wo es aufs Kollektive ankommt. Wobei man übersieht, dass auch noch der krasseste vermeintliche Individualist selbstverständlich aus Antrieben handelt, die genau so in allen anderen enthalten sind wie in ihm, dass also auch er unter allen Umständen als Beauftragter und Wortführer seiner Zeitgenossen betrachtet werden kann, als das empfindliche Spezialmessgerät, das eben ganz bestimmte Regungen der Kollektivität deutlicher registriert, als sie sonst wahrgenommen werden. Und wobei man ferner übersieht, dass sich gefühlsmässige Probleme genau so «objektiv» stellen, wie materielle, und dass sie genau so unerbittlich ihre

¹ Justin Bidoux, La Science des plans de ville.

² Arbeiten von Prof. Heitgenthal, Karlsruhe, von Stadtbaurat May und Baurat Kaufmann im „Zentralblatt der Bauverwaltung“, Nr. 24 und 36, Jahrgang 1929; sowie von Prof. W. Gropius im „Neuen Berlin“, Nr. 4, Jahrgang 1929.

präzise Lösung fordern, ob es uns nun passt oder un-
bequem ist, sodass jede Lösung, die nur das technisch-
wirtschaftliche Rechenexempel befriedigt, eine unzu-
lässige Vereinfachung des Problems — und somit eine
Fehlösung darstellt. Ungefähr so, wie wenn ein Kon-
strukteur die Eigengewichte seiner Materialien aus der
Kalkulation weglassen wollte, weil sie ihm unbequem
sind. Damit aber, dass man unbehagliche Probleme als
nicht existent oder als «Dilettantismus» erklärt, sind sie
nicht gelöst, und ich glaube, dass man gerade im Namen

Die Kleinküche

In Verbindung mit der Ortsgruppe Basel des Schwei-
zerischen Werkbundes hat das Gewerbemuseum Basel
während der Monate Februar und März eine Ausstel-
lung «Die praktische Küche» veranstaltet.

Die Ausstellung war in drei Abteilungen gegliedert:
1. Einzelgegenstände, 2. fünf eingebaute, gebrauchsfertig
ingerichtete Kleinküchen, und 3. Pläne und Fotos.

Die Abteilung Einzelgegenstände war unterteilt nach
dem natürlichen Ablauf der Funktionen, die in der Küche
geleistet werden: «Die Beleuchtung», «Das Rüsten», «Das
Kochen», «Das Essen», «Das Reinigen», «Das Aufbe-
wahren». Auch die Aufstellung bemühte sich, die sach-
liche Abfolge dieser Funktionen deutlich hervorzuheben.

Diese Abteilung hatte nicht so sehr zum Ziel, alle
möglichen neuen Erfindungen vorzuführen (von denen
waren natürlich auch zu sehen), als vielmehr von
allen in den örtlichen Haushaltsgeschäften bereits vor-
handenen Küchenartikeln zu zeigen, was als klarer, kon-
sequenter Gebrauchsartikel verantwortet werden kann.
Für die Gruppen «Rüsten», «Kochen» und «Reinigen»
war das einfach, denn alles, was nur in der Küche Ver-
wendung findet, darf reiner Gebrauchsgegenstand sein.

Schwieriger schon war es in der Gruppe «Beleuch-
tung». Von einem Beleuchtungskörper, selbst in der
Küche, verlangt man über die Erfüllung des Zweckes
hinaus noch jenes bekannte, berühmte ästhetische
Plus — in der Umgangssprache: «es muss doch etwas
vorstellen». Immerhin, es gibt bereits eine ganze Reihe
von einfachen, guten Küchen-Beleuchtungskörpern. Dem
kaufenden Publikum zu diesen reinen Formen Mut zu
machen, war die Absicht der Ausstellung.

Klassisch geradezu ist die Doppelspurigkeit des
Praktischen und des «Schönen» bei allem Geschirr und
Besteck, das nicht in der Küche, sondern im Esszimmer
gebraucht wird. Hier hat sich die Ausstellung bemüht,
die in den anderen Gruppen eingeschlagene Linie der
reinen Gebrauchsform durchzuhalten und die sachliche
Gleichwertigkeit der Funktion des Essens mit der des
Kochens in der Art der Darbietung demonstrativ zu be-
tonen. Angesichts der Tatsache, dass beinahe alle Artikel

einer von Illusionen nicht eingeeengten Sachlichkeit auch
von der Architektur wird fordern müssen, dass sie die
psychische Seite als vollberechtigten Faktor mit in ihr
Kalkül einsetzt, was mit Sentimentalität nicht das Min-
deste zu tun hat. Und ob man das dann «Kunst» oder
«Gleichung mit mehreren Unbekannten» oder sonstwie
nennen will, ist weiter nichts als eine Frage der Ter-
minologie.

Und über solche Fragen wollen wir uns nicht zer-
kriegen. P. M.

für das Essen in reiner Gebrauchsform vorhanden sind,
wird es zur sehr viel wichtigeren Aufgabe, die bereits
käuflichen Artikel zu verbreiten, bei der Hauptkäufer-
masse, den Frauen, für sie zu werben, als neues Ge-
brauchsgeschirr oder Gebrauchsbesteck zu entwerfen. Die
vorhandenen ganz einfachen, in ihrer Qualität aber vor-
züglichen Messer z. B. haben eine zeitlose Neutralität, die
von den Entwürfen einer noch so einsichtigen Kunstge-
werbeschule so leicht nicht getroffen wird. Diese zeit-
lose Neutralität aller Gebrauchsgegenstände ist aber unser
Ziel schlechthin!

Die Doppelspurigkeit, Doppelstöckigkeit: hier das ge-
wöhnliche Küchengeschirr und Küchenbesteck, dort das
bessere Essgeschirr und Essbesteck, ist der Ausdruck
einer Doppelstöckigkeit der Räume und deren üblicher
Benützungsweise: Küche und Esszimmer, werktätliches
Essen in der Küche und feiertätliches Essen im Esszim-
mer. Hier hat die zweite Abteilung der Ausstellung ein-
gesetzt. Die Ausstellung hat das Problem der Küche nicht
als eine isolierte Frage behandelt, sondern konsequent in
den Zusammenhang des Verhältnisses von Kochraum
und Essraum gestellt. Sie hat eine der üblichen Ge-
brauchsform entgegengesetzte zur Diskussion gestellt.

Die heutige mittelgrosse Küche ist ein Zwitterding.
Für die Funktion des Kochens allein ist sie, wenn man
an den Vorgang des Kochens betriebstechnisch straffere
Forderungen stellt, zu gross. Aber die Küche hat be-
kanntlich in weiten Schichten nicht nur dem Kochen,
sondern auch dem Essen, ja dem Wohnen zu dienen.
Für diese Akkumulierung von Funktionen ist die üb-
liche Küche jedoch zu klein, denn sie ist nicht dafür
gedacht. Wenn irgendwo eine neuerstellte normale Woh-
nung dem Publikum möbliert vorgeführt wird, so wird
folgende Benützung fingiert: mittelgrosse Küche fürs
Kochen allein, mittelgrosses Esszimmer (mit Gang
zwischen Küche und Esszimmer!), mittelgrosser Salon,
mittelgrosse Schlafzimmer. Je nach der wirtschaftlichen
Kraft wird diese Fiktion realisiert. Wo die Hausfrau
selber kocht, wird aus durchaus legitimen Gründen der
Wirtschaftlichkeit sehr rasch das werktätliche Essen in